

Die Macken der Propheten

Mit ihnen lebt der Traum weiter, dass die Erde ein himmlisches Antlitz erhält

Publik Forum Extra, November 2018

Von Georg Magirius – Redaktion: Dr. Lothar Bauerochse

Ein kleines Kind spielt am Loch der Giftschlange. Doch es bleibt am Leben. Denn die Schlange beißt es nicht. Wölfe wohnen bei den Lämmern. Und die Stimme des Weinens wird man nicht mehr hören. Und auch das Klagen ist ausgestorben, nicht aber der Witz: Denn der Löwe frisst Stroh wie das Rind. Und alle Raubtiere sind Vegetarier geworden.

Die Vision dieser traumartig neuen Welt stammt von Jesaja. Ähnliches findet sich in anderen Prophetenbüchern des Alten Testaments. Sie greifen Bilder von Gewalt und Zerstörung auf, wie man sie bis heute gewiss nicht minütlich selbst erfährt, dank Fernsehen und Internet aber ständig zugetragen bekommt. Das Fernsehen führt jedoch nicht zu jenem Schauen, das die Propheten erfahren. Und auch was sie hören, ist nicht das, was einer Radiowelle erleben lässt. Denn die prophetischen Visionen und Auditionen, deren Urheber niemand Geringeres als Gott sein soll, haben eine geringe Quote. Sie sind an niemals mehr als einen gerichtet.

Dann aber geben die Propheten das Gehörte und Geschaute weiter. Und sagen Worte, die trösten. Wie banal das klingt: Trost. Doch wer ihn sucht, muss sich oft auf eine Reise begeben, die überhaupt nicht einfach ist. Sie führt in eine der unerschlossensten Landschaften dieser Erde. Dazu sind die prophetischen Hoffnungsworte zweieinhalb Jahrtausende alt! Dennoch wirken sie heute noch. Das wird jeder bestätigen, der sich leidenschaftlich wünscht, einen immer neu entflammenden Schmerz, den das Leben ganz natürlich zugefügt hat, einmal ruhen lassen zu dürfen. Und dann tief schlafen. Und endlich ist es wieder gut. Der letzte Satz ist übrigens eine Übersetzung dessen, was die Theologen Neuschöpfung nennen. Nur findet sich solch ein Wort bei keinem Propheten. Denn sie verwenden keine Termini, klingen nicht wie Theologen. Eher sind es wilde Poeten, Schmerzkundige, Straßenkünstler, von Gott berufene Rufer, Einzelgänger.

Vor allem sind sie keine Optimisten, weshalb sie sich auch nicht, wie man so sagt, gut in die Gesellschaft einfügen. Doch ausgerechnet sie sind zu visionären Bildern

fähig, die so fantastisch sind, dass sie noch 1963 beim Marsch auf Washington Hunderttausende zum Jubeln bringen. Selbst als Archivaufnahme klingt das euphorisierend, wie aus dem Augenblick geboren und doch wie eine zeitlose Absage an jeglichen Fanatismus.

„Ich habe einen Traum“, sagt Martin Luther King. Und entwirft Bilder von Freiheit, Zukunft und Versöhnung: Kinder von Sklavenhaltern und Sklaven sitzen an einem Tisch. Schwarze und Weiße, Juden, Nichtgläubige, Christen, Protestanten und Katholiken reichen sich die Hände. Und dann sagt er zum siebten Mal „Ich habe einen Traum“ – und spricht exakt mit den Worten Jesajas: „Ich habe den Traum, dass eines Tages jedes Tal erhöht, jeder Berg und Hügel erniedrigt werden. Die rauhen Orte werden geglättet und unebene Orte begradigt werden. Und die Herrlichkeit des Herrn wird offenbar werden, und alles Fleisch wird es sehen.“

Wie kommt man zu solchen Visionen? Es muss damit zu tun haben, dass diese Sprache eine schwere Geburt hat. Sie ist dem Zweifel abgerungen, oft dem Gefühl völliger Nichtigkeit. „Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich. Denn sooft ich rede, muss ich schreien ‚Frevel und Gewalt!‘“. Das wirft Jeremia Gott vor. Und tatsächlich finden sich hoffnungsvolle Töne bei den Propheten fast schon selten, stattdessen seitenweise Kritik, Gerichtsansagen, Schimpftiraden.

Weil Propheten erschreckend anders reden, hat man sie sich schön geredet. Jeremia, Jesaja, Hesekiel, Amos, Micha, Hosea und noch einige andere – all das sind keine Propheten in dem Sinn, dass sie bestimmte Ereignisse der Zukunft vorhersagen. Sie ähneln also nicht dem Orakel von Delphi. Sie sind keine Wahrsager, die man befragt, ob Deutschland bei der nächsten Fußballweltmeisterschaft die Vorrunde übersteht, sofern die Mannschaft sich überhaupt qualifizieren sollte. Solche Propheten gab es in Israel durchaus, darunter übrigens auch Prophetinnen. Sie zogen die Sterne zu Rate, lasen in Eingeweiden, waren in Gruppen organisiert. Am Tempel waren sie der Priesterschaft untergeordnet oder am Hof in den königlichen Beamtenapparat eingegliedert. „Schalom. Schalom. Schalom“, riefen sie, „alles ist gut!“. Sie lernten die Prophetie wie ein Handwerk, vielleicht gab es sogar Zertifikate,

Examina und sogar Preise für jene, die den Status quo im Land am wirkungsvollsten zu versiegeln halfen.

Doch jene, die ständig zur guten Laune aufrufen, sind falsche Propheten, urteilt die Bibel. Die wahren dagegen haben nicht das Zeug, ins allseits geforderte Dauerlächeln einzustimmen. Wohl deshalb sind sie den christlichen Kirchen nicht geheuer. Man hat die biblischen Propheten oft zurechtgestutzt zu Stichwortgebern, die auf den Messias verweisen. So erhalten sie bis heute Stimme bei Kerzenlicht und süßen Düften. In der Weihnachtszeit hört man in den Kirchen die Worte Michas und Jesajas, die die Geburt eines Kindes ankündigen. Und es heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst. Und dann folgt Händels Halleluja.

Der große Prophet Jeremia jedoch, unter Juden besonders geachtet, kommt in den liturgischen Texten der Christen kaum vor. Er kündigte nicht so lieblich einen Friedensbringer an, sondern ließ sich nicht den Mund verbieten, von Gottes enttäuschter Liebe und der Friedlosigkeit im Land zu sprechen. Prophet zu sein, war kein weihnachtliches Vergnügen, kein Leben in Gesellschaft von Schneeflöckchen, Weißröcken und Engelchen. Als Jesaja berufen wird, waren Engel zugegen. Doch berührte einer Jesajas Lippen mit einem Stück glühender Kohle. Das fühlte sich nicht niedlich an. Feurig war dann auch sein Reden. Verständlich, dass Propheten angefeindet werden. Sie erleben sich auch selbst als Feind, waren mit sich selbst nicht einig. Denn Gottes Ruf zerreißt ihren Lebenslauf. Hesekiel und Jeremia entstammen etwa bedeutenden Priesterfamilien. Doch nun, von Gott gerufen, ist die Priesterkarriere dahin. Sie waren allein, hatten noch nicht mal einen Schüler. Niemand war da, der ihre Tasche trug oder auch nur eine ihrer Reden schrieb.

Trotz dieser Vereinzelung waren sie erstaunlich selbstbewusst! Was sie weitergeben, sei nichts Geringeres als Gottes Wort, behaupten sie. Und mit scharfem Blick analysierten sie die Gegenwart. Das war kein Hobby, das sie zum Beruf gemacht hatten, sie verdienten damit kein Geld. Amos war Bauer, Jesaja Weisheitslehrer. So unabhängig und selbstbewusst sie waren, wirken sie dennoch nicht auftrittssicher im heutigen Sinn, da man sich bis zur totalen Unkenntlichkeit an die Spitze coachen lassen kann.

Sicher waren sie allenfalls in ihrer Widerspenstigkeit – nicht zuletzt gegenüber Gott. Ich bin zu jung!, wehrt Jeremia dessen Ruf ab. Und Mose, dem die hebräische Bibel

den Ehrentitel größter Prophet gegeben hat, wendet ein: Ich habe eine schwere Zunge. Gott jedoch schickt Propheten nicht zur Logopädie, um Sprachfehler zu eliminieren, zu therapieren oder in ein allgemein anerkanntes kommunikatives Verhalten zu transformieren. Sie behielten ihre Macken, sensibel waren sie, ihnen wuchs einfach keine dicke Haut. Vermutlich deshalb waren sie in der Lage, das Wort des Himmlischen nicht zu überhören.

Das aber eben oft genug überhaupt nicht himmlisch klang. Laut Amos hasste Gott Gottesdienste: „Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören!“ Propheten sind Provokateure. Und hören nicht auf, die Finger in die Wunde der Ungerechtigkeit zu legen, die Gott um des Menschen willen nicht ertragen kann: „Und wenn ihr auch viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blut.“

Ausgerechnet sie, die sich ihre Empfindsamkeit nicht nehmen ließen, haben Friedensvisionen entworfen, die noch heute aufhorchen lassen. Die Gottes Stimme identifizieren können, sind die nach menschlichem Urteil womöglich Ungeliebten, die Verfolgten und Verspotteten. Sie hinterfragen all jene, die sich Gottes sicher sind, ihn gleichsam als Lebensversicherung mit sich führen.

Mit einer gelungenen Work-life-Balance können sie nicht dienen. Wobei jemand wie Hosea durchaus ein Familienleben hatte. Doch trugen alle seine Kinder Namen, die die enttäuschte Liebe Gottes zu seinem Volk symbolisierten. Hoseas zweites Kind hieß etwa „Kein-Erbarmen“! Keine gute Ausgangslage, um im Kindergarten eine der begehrten Einladungen zu einer Geburtstagsparty zu erhalten.

Die Propheten stellen eine fortlaufende Geschichte des Martyriums dar. Und dahinter steht Gott, der einem Menschen so ungeheuerlich nahe kommen kann, dass er an dessen gewaltiger Kraft und Fremdheit fast zerbricht. Und doch sind sie manches Mal auch wieder so berührt, dass sie Worte sagen, die trösten können wie eine Zärtlichkeit, die man sein ganzes Leben nicht vergisst.

All das brachte den biblischen Propheten keinen Erfolg – bilanztechnisch betrachtet. Doch relativierten sie die Macht der Mächtigen und die Ohnmacht der Ohnmächtigen, wie es der Alttestamentler Erich Zenger so zauberhaft pointiert formuliert hat. Wohl deshalb vergaß das Volk sie nicht. Als die Krise sich nicht mehr kaschieren ließ und es zur Katastrophe gekommen war, werden ihre Wutschreie in den Ohren, die

sie lange ignorieren wollten, mit einem Mal wahrhaftig geklungen haben. So sammelte man sie, schrieb sie fort, daraus sind die Prophetenbücher geworden.

Wer in ihnen liest, bemerkt: Es sind die Unsicheren, die Visionen haben. Die deshalb aber noch lange nicht beseelt, sondern oftmals nur noch skeptischer wirken. Sie rühmen sich Gottes Nähe nicht. Würden ihn am liebsten fliehen. Dem allgemein angesagten Weg sind sie nicht abgeneigt, nur können sie ihn dann doch nicht gehen. Und wirken auf einmal wieder stark, ohne dadurch ihre Schwäche für die Gerechtigkeit abzulegen. Mit ihnen lebt der Traum weiter, dass die Welt eines Tages ein himmlisches Antlitz bekommt. Was möglich wird, wenn die häufig überhaupt nicht traumhafte Realität nicht verdrängt wird. Dann endlich wird der Mensch Trost erfahren.



Wie er schmecken wird? Eine Antwort findet sich bei Hesekeil. Er wollte wieder einmal nicht, was Gott von ihm wollte, nämlich eine Schriftrolle essen, in der lauter Weh und Ach eingeschrieben war. Als er sie dann aber aß, schmeckte sie wie Honig.

Georg Magirius ist Theologe und arbeitet freiberuflich als Schriftsteller in Frankfurt am Main. Sein Beitrag ist Teil des Heftes „Wie wir leben wollen. Träume und Visionen über den Tag hinaus“. Es lässt sich bestellen unter www.publik-forum.de